

Ulrich Stadler (Zürich)

„Ich lehre nicht, ich erzähle.“

Über den Analogiegebrauch im Umkreis der Romantik

„Der Mensch kann nur an Dingen,
die seine Seele ohne Ketten lassen,
Ähnlichkeiten und Beziehungen
wahrnehmen.“¹

Sigfried Giedion hat seinem Werk *„Space, Time and Architecture“*², einem der einflußreichsten Architekturbücher der Moderne, eine kulturkritische Diagnose unserer Gegenwart vorangestellt. Diese Diagnose bildet das Fundament, welches Methode und Ergebnisse seiner Untersuchung maßgeblich bestimmt hat. Giedion möchte die „Entstehung einer neuen Tradition“ – so der Untertitel des Buches – nicht nur dokumentieren, sondern mit allen Kräften fördern. Sein Vorhaben sieht er durch Tendenzen in Frage gestellt, die uns, so meint er, schon mehr als ein Jahrhundert zu schaffen machen. Eine zunehmende Spezialisierung und gesellschaftliche Arbeitsteilung hätten zu einer Gleichgültigkeit gegenüber der Vergangenheit geführt. Geschichte erscheine heute nur noch als eine

¹ Die Titelsentenz aus Michel de Montaignes *Essais* (III, 2: *Du Repentir*. In: Montaigne: *Oeuvres complètes*. Ed. par A. Thibaudet et M. Rat, Paris 1962, Bibliothèque de la Pléiade 14, S. 782) hat Goethe an zwei zentralen Stellen seinem Bericht über den französischen Akademiestreit von 1830 einverleibt; s. *Goethes Werke* (Hamburger Ausgabe). Hrsg. v. E. Trunz, Bd. XIII, Hamburg 1955, S. 228. Sie könnte gleichermaßen als Maxime des Naturwissenschaftlers Hardenberg gelten, ja für dessen gesamte schriftstellerische Tätigkeit eintreten. Vgl. hierzu unten, bes. das in Anm. 73 nachgewiesene Zitat. – Die Schrift über den Akademiestreit würde sich überdies ausgezeichnet eignen für einen Versuch, die Goethesche von der frühromantischen Naturerkenntnis abzugrenzen. S. die Anm. 50. – Das Motto stammt aus: Jean Paul: *Sämtliche Werke*. Historisch-kritische Ausgabe. I. Abt., 6. Bd., *Blumen-, Frucht- und Dornenstücke* (*Siebenkäs*). Hrsg. v. Kurt Schreinert. Weimar 1928, S. 216.

² Das 1941 zum ersten Mal veröffentlichte Werk erschien 1965 in deutscher Sprache unter dem Titel *Raum, Zeit, Architektur. Die Entstehung einer neuen Tradition* und wird hier nach der 3. Aufl. (Zürich, München 1984) zitiert.

„Wildnis unzusammenhängender Tatsachen“.³ Der Prozeß zunehmender Atomisierung habe obendrein eine Trennung, ja eine schroffe Entgegensetzung von Denken und Fühlen, von Wissenschaft und Kunst zur Folge gehabt. Darum sei es nun an der Zeit, sowohl bei der Geschichtsbetrachtung als auch bei der Ausübung einer einzelwissenschaftlichen Tätigkeit Zusammenhänge zu suchen.⁴ Jede wirkliche historische Betrachtung beruhe auf Beziehungstiftung⁵, und auf den getrennten Gebieten von Wissenschaft und Kunst gebe es überraschend viele Parallelen, die es herauszumodellieren gelte. Entsprechend dieser Einsicht arbeitet Giedion in seinem Buche vor allem mit Beziehungssetzungen. Zum einen im Bereich der Kunstgeschichte selber: Zwischen Werken der Vergangenheit und solchen der Gegenwart, etwa Francesco Borrominis und Pablo Picassos⁶, hebt er Gemeinsamkeiten im Bereich der Konstruktion hervor, die unterhalb der manifesten Verschiedenheiten der Oberfläche anzutreffen seien. Zum anderen aber auch zwischen Wissenschaft und Kunst. So stellt er etwa einen Zusammenhang her von Albert Einsteins eingehender Erörterung der Simultaneität in dessen ‚Elektrodynamik bewegter Körper‘ von 1905 mit der Neigung der Kubisten, Objekte so darzustellen, als wären diese gleichzeitig von verschiedenen Gesichtswinkeln aus gesehen worden.⁷

Giedion vermeidet es, von Analogie zu sprechen, aber sein Verfahren läßt sich eindeutig als ein analogisches kennzeichnen. Ohne auf es genauer einzugehen, sei doch zumindest festgehalten, was ihm zugrunde liegt: das Bedürfnis nach Einheit, die in einer „neuen Tradition“ Gestalt annehmen soll. Wir müssen, so resümiert er die Intention seines Buches, „von zahlreichen spezialisierten Disziplinen ausgehen und von dort her zu einer zusammenfassenden Weltanschauung vorstoßen.“⁸ So verständlich uns gegenwärtig noch immer das Bedürfnis nach Einheit und Ganzheit erscheinen mag, so anfechtbar sind doch die methodischen Schlußfolgerungen, die dieses Bedürfnis bei Giedion hervorruft. Der Autor sieht mehr und mehr von den „sozialen, ökonomischen,

³ Giedion (1984), S. 37.

⁴ Giedion (1984), S. 38.

⁵ Vgl. Sigfried Giedion: *Die Herrschaft der Mechanisierung. Ein Beitrag zur anonymen Geschichte*. Hrsg. v. H. Ritter, Sonderausg., Frankfurt/M. 1987, S. 19 und Giedion (1984), S. 37.

⁶ Giedion (1984), S. 95.

⁷ Giedion (1984), S. 281.

⁸ Giedion (1984), S. 42.

wissenschaftlichen, technischen, ethnologischen Bedingungen“⁹ zugunsten der „bleibenden Tendenzen“¹⁰ ab. Seinem auf strukturelle Verwandtschaft erpichten Blick auf die Geschichte der Kunst prägt sich – nicht zufällig – die Architektur insgesamt als ein in sich geschlossener „unabhängiger Organismus“¹¹ ein, der mit soziologischen oder gar ökonomischen Begriffen nicht zutreffend erfaßt werden könne.

Das Problematische dieser Vorgehensweise wird an einem anderen Werk unserer Epoche sehr viel deutlicher, das erst gar nicht in dem Rufe steht, moderne, avantgardistische Tendenzen zum Ausdruck zu bringen. Ich meine Oswald Spenglers ‚Untergang des Abendlandes‘ von 1918/22.¹² Auch hier werden weit in Zeit und Raum auseinanderliegende Phänomene der Geschichte in einen Zusammenhang gebracht, freilich in einen, dem ein sehr viel prekärer Schematismus zugrunde liegt. Spengler geht bei seinen historischen Streifzügen von der Annahme aus, daß den verschiedenen Kulturen eine gleiche Ablaufgesetzmäßigkeit eigentümlich ist, die eine Frühzeit, einen Reifungsprozess, eine Spätzeit, eine Alterungskrise und schließlich den Untergang umfaßt. Die Methode, mit deren Hilfe Spengler die einzelnen kulturellen Formen und Elemente zu deuten und zu begreifen sucht, läßt sich als analogisches Verfahren¹³ kennzeichnen. Spengler selber verwendet diesen Begriff, wenn er sich auch obendrein auf das Mittel der Homologie beruft.

Es wird sich im Verlaufe dieses Buches zeigen, welch ungeheure Perspektiven sich dem historischen Blick eröffnen, sobald jene vertiefte Methode, historische Phänomene aufzufassen, verstanden und ausgebildet worden ist. Homologe Bildungen sind [...] die schon oft erwähnte griechische Plastik und die nordische Instrumentalmusik, die Pyramiden der 4. Dynastie und die gotischen Dome, der indische Buddhismus und der römische Stoizismus [...], die Feldzüge Alexanders und Napoleons (nicht die Cäsars), die Zeit des Perikles und die der Regentschaft (des Kardinals Fleury), die Epochen Plotins und Dantes.¹⁴

Unerachtet dieser reichlich phantastisch anmutenden Bezugssetzungen glaubt sich Spengler auf gesichertem methodischem Ter-

⁹ Giedion (1984), S. 44.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Ebd.

¹² Zitiert wird nach der 23.–32. Auflage, München 1920.

¹³ Spengler (1920), Bd. 1, S. 4: „Das Mittel, tote Formen zu begreifen, ist das mathematische Gesetz. Das Mittel, lebendige Formen zu verstehen, ist die Analogie.“

¹⁴ Spengler (1920), Bd. 1, S. 160.

rain zu befinden. Den in früheren Jahrhunderten beliebten Analogiebildungen begegnet er mit schneidender Verachtung. Seine eigene Technik des Vergleichens historischer Phänomene habe er aus der Biologie, und zwar sei sie den Arbeiten Goethes und Owens entnommen:

Als Homologie der Organe bezeichnet die Biologie die morphologische Gleichwertigkeit im Gegensatz zur Analogie der Organe, die sich auf die Gleichwertigkeit der Funktion bezieht. Goethe hat diesen bedeutenden und in der Folge so fruchtbaren Begriff [*gemeint ist wohl der der Homologie; U.St.*] konzipiert, dessen Verfolgung ihn zur Entdeckung des ‚os intermaxillare‘ beim Menschen führte; Owen hat ihm eine streng wissenschaftliche Fassung gegeben. Ich führe auch diesen Begriff in die historische Methode ein.¹⁵

Richard Owen hatte in seinen Studien zur vergleichenden Anatomie, die in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts erschienen, die beiden Begriffe folgendermaßen voneinander abgegrenzt:

ANALOGUE. – A part or organ in one animal which has the same function as another part or organ in a different animal.

HOMOLOGUE – The same organ in different animals under every variety of form and function.¹⁶

Beide, Analogie und Homologie, heben demnach Ähnlichkeiten an unterschiedlichen Lebewesen hervor. Während bei jener verschiedene Teile oder Organe aufgrund ähnlicher, wenn nicht gleicher Anforderungen einander entsprechen, ist bei dieser die Korrespondenz der betreffenden Organe genetisch bedingt: Die Teile gleichen einander, trotz verschiedener Funktion, aufgrund des gleichen stammesgeschichtlichen Ursprungs. Die Flügel der Vögel stehen bloß in einem analogen Verhältnis zur Fallschirmhaut des Flugdrachens, homolog hingegen ist ihre Beziehung zu den Vordergliedmaßen dieses Reptils.¹⁷ Grundlage, Ermöglichungsbedingung für den Aufweis von Homologien ist demnach die gemeinsame biogenetische Herkunft der verschiedenen Lebewesen. Erst die Annahme einer solchen Gemeinsamkeit bei allen Säugetieren hatte Goethe zur Entdeckung des os intermaxillare, des Zwischenkieferknochens, beim Menschen geführt.

¹⁵ Spengler (1920), Bd. 1, S. 159.

¹⁶ Owen, Richard: *On the Archetype and Homologies of the Vertebrate Skeleton*. London 1848, S. 7.

¹⁷ Vgl. ebd.

Wenn sich Spengler rühmt, die beiden Begriffe aus der Biologie „in die historische Methode“ eingeführt zu haben, so ist dieser Anspruch allerdings nicht ganz legitim. Lange vor ihm schon hatte Schiller in seiner berühmten Jenaer Antrittsrede „Was heisst und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ von 1789 zumindest die Analogie als zwar nicht ganz unproblematisches, doch „mächtiges Hülfsmittel“ des Historikers bezeichnet, mit dem man aus einem „Aggregat von Bruchstücken [. . .] zum System, zu einem vernunftmäßig zusammenhängenden Ganzen“ gelangen könne¹⁸, und Novalis war ihm darin mit seiner bekannten Aufforderung in der Rede „Die Christenheit oder Europa“ von 1799 gefolgt: „An die Geschichte verweise ich euch, forscht in ihrem belehrendem Zusammenhang, nach ähnlichen Zeitpunkten, und lernt den Zauberstab der Analogie gebrauchen“¹⁹, ruft der Redner dort seinen Adressaten zu. Wenn Novalis auch den Ausdruck ‚Homologie‘ noch nicht gebrauchte und an dieser wie an anderen Stellen seines Werkes stets von ‚Analogie‘ sprach, so soll doch schon hier darauf hingewiesen werden, daß er zwar nicht den Begriff ‚Homologie‘, wohl aber die Sache schon recht gut kannte.

Die knappen Bemerkungen zu Giedion, Spengler, Goethe, Owen, Schiller und Novalis sollten eine wichtige Eigentümlichkeit der Analogie verdeutlichen. Ohne die Positionen bei den genannten Autoren identifizieren zu wollen und ohne den Anspruch zu erheben, jede hinreichend vorgestellt zu haben, sei doch eine Gemeinsamkeit festgehalten. Auch wenn die Herkunft des Begriffs der Analogie nicht in der Biologie zu suchen ist – er stammt vielmehr aus der Mathematik der pythagoreischen Schule²⁰ – so hat er doch – und erst recht gilt das für den der Homologie – in der

¹⁸ *Schillers Werke* (Nationalausgabe). 17. Bd., Historische Schriften, 1. Teil, Hrsg. v. K.-H. Hahn, Weimar 1970, S. 373. – Vorsichtig zustimmend zum Verfahren der Analogie äußert sich Schiller auch in der Einleitung zu seiner „wahren Geschichte“ *Der Verbrecher aus verlorener Ehre.*; s. 16. Bd., Erzählungen. Hrsg. v. H. H. Borchardt, Weimar 1954, S. 7.

¹⁹ Novalis: *Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs*. Hrsg. v. P. Kluckhohn und R. Samuel, 2. Aufl., Stuttgart 1960 ff., 3. Bd., S. 518. Hardenbergs Analogiekonzeption ist stark von Johann Heinrich Lambert bestimmt worden. S. dessen *Neues Organon oder Gedanken über die Erforschung und Bezeichnung des Wahren und dessen Unterscheidung vom Irrthum und Schein* (1. Bd., Leipzig 1764, S. 310 ff.); s. die Exzerpte des Novalis (3. Bd., S. 130 ff. und S. 333, Nr. 459).

²⁰ Vgl. hierzu Ernst Hermann Häussler: *Zur Theorie der Analogie und des sogenannten Analogieschlusses*. Phil. Diss. Basel 1929, S. 6, 13, 33 u. ö.

Sphäre des Lebendigen sein eigentliches Heimatrecht bekommen, oder zumindest ist ihm ein organischer Zusammenhang als Vorgabe unerlässlich. Giedion gebraucht die Analogie im Kontext seiner Rede von der Architektur als einem „unabhängigen Organismus“; Spengler faßt die politischen wie auch die Geistes- und Kunstepochen, deren morphologische Physiognomie er aufdecken möchte, als „lebendige Formen“ auf; Goethe²¹ und Owen verwenden den Begriff der Analogie (bzw. Homologie) vornehmlich oder ausschließlich, um Lebewesen zu beschreiben und zu klassifizieren; Novalis benützt ihn, wenn er vom „belehrenden Zusammenhang“ der Geschichte spricht, und Schiller verbindet ihn mit der Vorstellung eines einheitlichen, systematischen Ganzen. All diesen Verständnis- und Verwendungsweisen ist eigentümlich, daß sie dem Terminus in einem organizistischen (und nicht in einem mechanistischen!) Zusammenhang einen Ort zuweisen. Innerhalb des organizistischen Paradigmas wird das Ganze nicht als bloß additive Summe von Teilen, als „Aggregat von Bruchstücken“ verstanden, sondern als ein Gebilde, dessen Glieder wechselseitig aufeinander und aufs Ganze bezogen sind.²² Solange eine solche Vorstellung vom lebendigen Ganzen Faszinationskraft besitzt, solange erfreut sich auch das Analogiedenken großer Beliebtheit. Das ist im deutschsprachigen Raum für die Generation mit und nach Lavater²³ und Herder²⁴ der Fall, und es ließe sich unschwer auch für andere holistisch orientierte Epochen aufzeigen.

²¹ Zu Goethes Verwendung der Analogie s. Hermann Schmitz: *Goethes Altersdenken im problemgeschichtlichen Zusammenhang*. Bonn 1959, S. 245 ff. sowie den Aufsatz von Valerio Verra: *Die Vergleichungsmethode bei Herder und Goethe*. In: Paolo Chiarini (Hrsg.): *Bausteine zu einem neuen Goethe*. Frankfurt 1987, S. 55–65; ferner die Arbeiten von Ferdinand Weinhandl (*Die Metaphysik Goethes*. Berlin 1932, bes. S. 14–23), Werner Keller (*Goethes dichterische Bildlichkeit. Eine Grundlegung*. München 1972, S. 148–210) und Rolf Dieter Zimmermann (*Das Weltbild des jungen Goethe. Studien zur hermetischen Tradition des deutschen 18. Jahrhunderts*. 1. Bd., München 1969, S. 29–32).

²² Zum Ganzen, das nicht einfach Häufung (coacervatio) ist, sondern eine bestimmte Gliederung (articulatio) aufweist, s. Immanuel Kants *Kritik der reinen Vernunft*. In I'K': *Werke in zwölf Bänden* (Theorie-Werkausgabe). Hrsg. v. W. Weischedel, Frankfurt/M. 1968, Bd. IV, S. 696 (A 832 f.) – Vgl. auch Hardenbergs Erörterung des Systems, Novalis (Anm. 19), 3. Bd., S. 333, Nr. 460.

²³ S. hierzu meine Habilitationsschrift U'St': *„Die theuren Dinge“*. Studien zu Bunyan, Jung-Stilling und Novalis. Bern, München 1980, bes. S. 260, Anm. 29.

²⁴ Zu Herders Analogiedenken s. außer dem in Anm. 21 genannten Aufsatz von Verra die Abhandlung von Hans Dietrich Irmischer: *Beobachtungen zur Funktion der Analogie im Denken Herders*. In: DVJS 55 (1981), S. 64–97. Herders Vorstellungen von der Analogie sind stark von Shaftesbury (s. etwa dessen

Die Einsicht in den Zusammenhang von Analogiedenken und Organismuskonzeption gibt auch einen differenzierenden Blick auf die bisher erwähnten Beispiele frei. Je weniger nämlich bei verschiedenen Gegenständen die Existenz eines gemeinschaftlichen Dritten – sei es ein gemeinsamer Ursprung wie bei der Homologie, sei es ein identischer Funktionszusammenhang wie bei der Analogie – gewährleistet ist, desto problematischer erscheinen die Beziehungssetzungen. Im Fall Spenglers etwa muten diese vor allem darum so abenteuerlich an, weil ihnen höchst anfechtbare Identifikationen der Epochen mit organizistisch strukturierten Ganzheiten zugrunde gelegt sind.²⁵

Bekanntlich hat die Methode, nach der Analogie zu schließen, in der Logik ohnehin kein hohes Ansehen.²⁶ Weder besaß und besitzt der Analogieschluß eine dem Syllogismus vergleichbare formale Stringenz, noch kann er je absolute Gewißheit erbringen.²⁷ Besonders auf diesen Mangel haben seine Kritiker von Francis Bacon²⁸ über Kant²⁹ und Hegel³⁰ bis hin zu Höffding³¹ immer wieder hinge-

Schrift *The Moralists* in: Anthony Ashley Cooper, Third Earl of Shaftesbury: *Standard Edition. Sämtliche Werke, ausgewählte Briefe und nachgelassene Schriften*. Hrsg. v. W. Benda u.a., Bd. II. 1, Stuttgart-Bad Cannstatt 1987, S. 166 ff.) und Hartley (s. David Hartley: *Observations on Man, his Frame, his Duty, and his Expectations*. 2 Bde., London 1749, 1. Teil. S. 291 ff.) geprägt worden. Den Hinweis auf Hartley verdanke ich Herrn Ulrich Gaier.

²⁵ S. hierzu Helmuth Kiesel: *Gläubige und Zweifler. Zur Rezeption von Oswald Spenglers 'Untergang des Abendlandes'*. In: Jb. des Archivs der dt. Jugendbewegung 16 (1986/87), S. 160 und bes. Hermann Lübke: *Historisch-politische Exaltationen – Spengler wiedergelesen*. In: P.C. Ludz (Hrsg.): *Spengler heute – Sechs Essays*. München 1980, S. 4 f.

²⁶ S. John Stuart Mill: *System der deductiven und inductiven Logik*. Dt. v. J. Schiel, 2. Teil, 3. Aufl. Braunschweig 1868, S. 93; Häussler (Anm. 20), S. 98; Ion Petrovici: *Die Methode der Analogie*. In: Kantstudien 44 (1944), S. 3; Béla Juhos: *Über Analogieschlüsse*. In: Studium Generale 9 (1956) Heft 3, S. 128 f. und Friedrich Kuntze: *Kritischer Versuch über den Erkenntniswert des Analogiebegriffes*. In: Kantstudien 18 (1913), S. 98. Freilich machen sich die meisten Autoren, insbes. Kuntze, den Standpunkt der Formalen Logik nicht vollständig zu eigen.

²⁷ Friedrich Schlegel hat diesen Sachverhalt in seiner *Darstellung der Logik* von 1805/6 kritisch hervorgehoben. (*Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*. 2. Abt. 13. Bd., Hrsg. v. J.-J. Anstett, München u. a. 1964, S. 314) – Daß selbst das Resultat des Syllogismus keine absolute Gewißheit verbürgen kann, steht hier gar nicht erst zur Diskussion. S. hierzu Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften. Werke* [Theorie-Werkausgabe]. Hrsg. v. E. Moldenhauer und K. M. Michel, Bd. 8, Frankfurt/M. 1970, S. 336 ff.

²⁸ S. Franz Baco's *Neues Organon*. Übers. und hrsg. v. J. H. v. Kirchmann, Berlin 1870, S. 155 f. (= Buch 1, Art. 105).

²⁹ Kant verwirft den Analogieschluß, plädiert aber ausdrücklich dafür, in bestimmten Fällen „nach der Analogie eines Verstandes [zu] denken“. S. Kant

wiesen. Daß die Analogie nur zu wahrscheinlichen Erkenntnissen führen könne, ist ihr allerdings auch von vielen ausdrücklich zugute gehalten worden. Ihre Wirkung sei – so schreibt Höffding anerkennend – „spähend, vorgreifend und anspornend“³² oder „reizend und weckend“.³³ Als dichterisches Verfahren erschien der Gebrauch der Analogie daher von jeher weniger anstößig; ja in der Form des Witzes – jener Begabung, die das Verhältnis der Ähnlichkeit, d. h. teilweiser „Gleichheit, unter größerer Ungleichheit versteckt“³⁴, herausfindet, wurde er sogar als „eine der Grundlagen des zur Kunst nöthigen Genies“ bezeichnet.³⁵

Der Poet darf, was dem wissenschaftlichen Kopf verwehrt ist: Er darf den „Zauberstab der Analogie“ gebrauchen, auch wenn dieser ihn nur zu problematischen Wahrheiten führt, während der Theoretiker, der Philosoph, den langwierigeren Weg der Ursachenerforschung und des Schließens nach dem zureichenden Grunde zu gehen hat. Für Ernst Platner werden ‚philosophisch‘ und ‚analogisch‘ geradezu zu Gegenbegriffen³⁶, und Lichtenberg hält fest:

(Anm. 22), Bd. X, S. 594 (A 443 f.). S. auch die Arbeit von Ernst Specht: *Der Analogiebegriff bei Kant und Hegel*. Phil. Diss. Köln 1952.

- ³⁰ „Daß die Steine, von der Erde aufgehoben und freigelassen, fallen, dazu fordert es gar nicht, daß mit allen Steinen dieser Versuch gemacht werde; es sagt vielleicht wohl, daß dies wenigstens mit sehr vielen müsse versucht worden sein, woraus dann auf die übrigen mit größter Wahrscheinlichkeit oder mit vollem Rechte nach der Analogie geschlossen werden könne. Allein die Analogie gibt nicht nur kein volles Recht, sondern sie widerlegt, um ihrer Natur willen, sich so oft, daß, nach der Analogie selbst zu schließen, die Analogie vielmehr keinen Schluß zu machen erlaubt.“ Hegel [Anm. 27], Bd. 3, S. 193.

- ³¹ Harald Höffding: *Der Begriff der Analogie*. Leipzig 1924, S. 3 und 81.

- ³² Höffding (Anm. 31), S. 3.

- ³³ Höffding (Anm. 31), S. 45.

- ³⁴ So Jean Paul im IX. Programm (§ 43) seiner *Vorschule der Ästhetik*. (Studienausg. Hrsg. v. N. Miller, München 1963, S. 171) – Schleiermacher zufolge ist für das analogische Verfahren „ein eigenes divinatorisches Talent“ erforderlich, nämlich „die Ahndung von der Zusammengehörigkeit aller Begriffe [...] auf das Verhältnis bestimmter gegebener Begriffe angewandt“. (*Dialektik*. In: *Schleiermachers Werke*. Hrsg. v. O. Braun und J. Bauer, 3.Bd., Leipzig 1910, S. 115).

- ⁵ Johann George Sulzer: *Allgemeine Theorie der Schönen Künste*. 2. Theil, Biel 1777, S. 931 (Art. ‚Witz‘). – Einen Überblick über die Geschichte des Witzes, die Wort und Sache, Begriff und Prinzip, gleichermaßen zu erfassen sucht, bietet Otto F. Best: *Der Witz als Erkenntniskraft und Formprinzip*. Darmstadt 1989, Erträge der Forschung, 264; s. darin bes. das Kapitel II (S. 60–87).

- ³⁶ Ernst Platner: *Philosophische Aphorismen nebst einigen Anleitungen zur philosophischen Geschichte*. Leipzig 1776, S. 195 (646) – Gottsched gebrauchte die Wendung „philosophieren, oder Grund anzeigen“, um ein synonymes Verhältnis auszusprechen (*Critische Dichtkunst*. Ndr. der 4. Aufl. v. 1751, Darmstadt 1962,

„Phantasie und Witz sind das leichte Corps, das die Gegenden rekognizieren muß, die der nicht so mobile Verstand bedächtlich beziehen will.“³⁷ Poesie und Philosophie würden demnach streng arbeitsteilig verfahren. Was jene im testenden Vorgriff antizipiert und erobert, muß von dieser dann noch abgesichert und zu einer unumstößlichen Erkenntnis gemacht werden. Eine solche oder eine ähnliche Ressortaufteilung ist von Lichtenberg bis Lepenies³⁸ immer wieder geltend gemacht worden; Tatsache ist aber, daß sie von den Autoren der Frühromantik nicht akzeptiert wurde. Der Vorsatz, als Dichter auch Theoretiker sein zu wollen³⁹, ist ihnen häufig verübelt worden. Man hat ihr Programm eines Synkretis-

S. 96). Auch noch für François Hemsterhuis ist der Philosoph identisch mit einem Erforscher von Ursachen (*Sophilos*. In: F'H': *Philosophische Schriften*. Hrsg. v. J. Hilss, 2. Bd., Karlsruhe, Leipzig 1912, S. 45). – Die Bedeutung des Leibniz'schen Grundsatzes ‚nihil est sine ratione‘ als Axiom in der Geschichte der Philosophie läßt sich an Martin Heideggers Schrift *Vom Wesen des Grundes* ablesen. S. auch Titel und Inhalt des Aufsatzes von Michael Wolff: *Der Satz vom Grund, oder: Was ist philosophische Argumentation?* in: neue hefte für philosophie 26 (1986), S. 89–114. – Vgl. hingegen Robert Musils ursachen- und grundkritischen Ansatz im *Mann ohne Eigenschaften*, der m. E. nicht zufällig den Romanautor zu einem Anhänger des analogischen Verfahrens gemacht hat. S. hierzu unten die Anm. 62 sowie das Buch von Dieter Fuder: *Analogiedenken und anthropologische Differenz. Zu Form und Funktion der poetischen Logik in Robert Musils Roman ‚Der Mann ohne Eigenschaften‘*. München 1979, Musil-Studien 10.

³⁷ Georg Christoph Lichtenberg: *Geologische Phantasien*. In: *Schriften und Briefe*. Hrsg. v. W. Promies, 3. Bd., Darmstadt 1972, S. 114. Ähnlich heißt es in den *Sudelbüchern*: „Durch das planlose Umherstreifen durch die planlosen Streifzüge der Phantasie wird nicht selten das Wild aufgejagt, das eine planvolle Philosophie in ihrer wohlgeordneten Haushaltung gebrauchen kann.“ (2. Bd., S. 286, Nr. 1550) – Vgl. hierzu auch die Ausführungen in Diderots *Entretien entre d'Alembert et Diderot* (entstanden 1769/70). Mit der Analogie, die dort zwar als eine Form des mathematischen Dreisatzes („une règle de trois“) verstanden wird, müsse der Philosoph anders umgehen als der Poet. Dieser brauche sich, im Unterschied zu jenem, nicht daran zu stoßen, daß der Analogieschluß nicht immer gültig sei. S. Diderot: *Oeuvres*. Hrsg. v. A. Billy, Paris 1951, Bibliothèque de la Pléiade 25, S. 914.

³⁸ Als Institution zur Speicherung unliebsam gewordener wissenschaftlicher Alternativen, nicht aber als ein eigenständiges Erkenntnisorgan, wird die Literatur von Wolf Lepenies (*Der Wissenschaftler als Autor. Über konservierende Funktionen der Literatur*. In: *Akzente* 25 [1978], S. 129–147) angesehen.

³⁹ S. hierzu etwa Novalis (Anm. 19), 3. Bd., S. 402 f., Nr. 702 und S. 416 f., Nr. 765 und meinen Aufsatz: U'St': *Hardenbergs ‚poetische Theorie der Fernröhre‘. Der Synkretismus von Philosophie und Poesie, Natur- und Geisteswissenschaften und seine Konsequenzen für eine Hermeneutik bei Novalis*. In: E. Behler und J. Hörsch (Hrsgg.): *Die Aktualität der Romantik*. Paderborn u.a. 1987, S. 51–62.

mus von Poesie und Philosophie an den Maßstäben rein wissenschaftlicher Theoriebildung gemessen und kam folgerichtig zu einem negativen Urteil über ihre Arbeiten. Stellvertretend für solche Kritik sei hier das Buch ‚Politische Romantik‘ (1919) von Carl Schmitt genannt. Dieser freilich beschränkte seine Verurteilung keineswegs bloß auf die Werke der Frühromantiker; er dehnte sie vielmehr, wie schon der Titel seines Buches verrät, aus auf das Wirken der romantischen Generation insgesamt.

Auf die Kritik Schmitts möchte ich zum Schluß noch etwas näher eingehen. Zunächst jedoch sollen einige Argumente vorgestellt werden, die als ausdrückliche oder unausgesprochene Beweggründe gelten dürfen für die Ablehnung jener Arbeitsteilung von Poesie und Philosophie durch die Frühromantiker. D. h., ich möchte ein wenig das Motivationsgeflecht aufdecken, das diese bewogen haben mag, die Analogie bzw. die Homologie zu ihrer bevorzugten Denkform zu machen. Wenn ich dabei selber dieser Denkform positive Züge abgewinne, so möchte ich damit nicht die Problematik des Analogie-Schlusses unter rein logischen Gesichtspunkten anzweifeln. Es geht mir hier – um an die Distinktionen Poppers⁴⁰ bzw. Husserls⁴¹ anzuknüpfen – um Genesis- und nicht um Geltungsfragen. Im Unterschied allerdings zu diesen Autoren bin ich der Auffassung, daß geltungstheoretische Fragen nicht unabhängig von genetischen erörtert werden dürfen und daß der ‚context of discovery‘ den ‚context of justification‘ entscheidend zu modifizieren vermag.⁴²

Die Vorstellung, daß die folgerichtig schließende szientifische Methode das unsicherere, aber kühnere analogische Verfahren durch einen Rektifikations- bzw. Falsifikationsvorgang abstützen könne, geht von zwei keineswegs unproblematischen Annahmen aus. Vorausgesetzt wird die Gleichförmigkeit des Gegenstandsreichs unserer Erkenntnis, und vorausgesetzt wird, daß diese Gleichförmigkeit auch der Struktur unserer intellektuellen Vorgehensweise nach dem Prinzip des zureichenden Grundes gemäß sei.

⁴⁰ S. Karl R. Popper: *Logik der Forschung*. 3. Aufl. Tübingen 1969, S. 6 f.

⁴¹ Vgl. Edmund Husserl: *Logische Untersuchungen* (1900). Tübingen 1968, insbes. S. 205 f.

⁴² Dabei kann ich mich auch auf Thomas S. Kuhn (*Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt/M. 1976, stw 25, S. 23 f.) und Hans Michael Baumgartner ([Artikel:] *Wissenschaft*. In: H. Krings, H'M'B' und Chr. Wild [Hrsgg.]: *Handbuch philosophischer Grundbegriffe*. Studienausgabe. Bd. 6, München 1974, S. 1756 ff.) stützen. (Den Hinweis auf Kuhn verdanke ich Frau Elisabeth Hasler.)

Unsere Regeln des Denkens müssen jedoch nicht notwendig mit den Regeln identisch sein, nach denen sich das Naturgeschehen vollzieht. Nicht jeder Sprung in unserer Erkenntnis muß z. B. zugleich ein Nicht-Erkanntes übersprungen haben. Wenn Michel Foucault behauptet:

Wir müssen uns nicht einbilden, daß uns die Welt ein lesbares Gesicht zuwendet, welches wir nur zu entziffern haben. Die Welt ist kein Komplize unserer Erkenntnis. Es gibt keine prädiskursive Vorsehung, welche uns die Welt geneigt macht⁴³,

so überschreitet er mit dieser Behauptung entschieden den Horizont frühromantischer Skepsis gegenüber dem Glauben an einen Zusammenhang von Natur und menschlicher Erkenntnis. Aber in modifizierter Form fände Foucaults Auffassung durchaus die Zustimmung der Frühromantiker wie übrigens auch Goethes und Kants⁴⁴: „Die Welt ist keine Komplizin technischer Forschungslogik.“ D. h. sie läßt sich nicht auf eine bloß mechanisch funktionierende Natur reduzieren, die erkannt ist, wenn sie mittels Verstandesbegriffen analysiert worden ist. Was sich der induktiven Methode der Naturwissenschaft erschließt, ist Herstellungswissen, hat aber, wie erst kürzlich Hartmut Böhme gezeigt hat, „eigentlich nicht Natur zum Gegenstand“.⁴⁵ In deutlicher Abkehr vom Naturverständnis eines Hobbes und eines Newton, das ja bekanntlich zu dem in unserer Gegenwart herrschenden wurde, spricht Goethe – und hier wird die Nähe zu dem zitierten Diktum Foucaults unübersehbar – von der „Disproportion unseres Verstandes zu der Natur der Dinge“.⁴⁶ Die Einsicht in solche Unangemessenheit hat Goethe wie auch die meisten Frühromantiker zu Anhängern des analogischen Verfahrens gemacht. „Nach Analogien denken ist nicht zu schelten“, heißt es in „Maximen und Reflexionen“, „die Analogie hat den Vorteil, daß sie nichts Letztes will; dagegen die Induktion verderblich ist, die einen vorgesetzten Zweck im Auge

⁴³ Michel Foucault: *Die Ordnung des Diskurses*. München 1974, Hanser Anthropologie, S. 36 f.

⁴⁴ Zu Goethe s. die folgenden Ausführungen; zu Kant s. *Kritik der Urteilskraft* in: *Werke* (Anm. 22) Bd. X, S. 316 (A56) und 537 ff. (A 362 ff.) sowie *Träume eines Geistersehers*, Bd. III, S. 936, 984 und vor allem 963.

⁴⁵ Hartmut Böhme: *Lebendige Natur. Wissenschaftskritik, Naturforschung und allegorische Hermetik bei Goethe*. In: H'B': *Natur und Subjekt*. Frankfurt/M. 1988, es 1470, S. 153.

⁴⁶ Johann Wolfgang von Goethe: *Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt*. In: *Goethes Werke* (Anm. 1), Bd. XIII, S. 18.

trägt und, auf denselben losarbeitend, Falsches und Wahres mit sich fortreißt.“⁴⁷

Das Wissen, das sich auf vermeintliche Beweise beruft, gleiche – so behauptet Goethe in seinem 1792 entstandenen Aufsatz „Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt“ – mehr „einem despotischen Hofe“ als einer „freiwirkenden Republik“.⁴⁸ Im Gegensatz zu einer solchen gewalttätigen Zurichtung des Erkenntnisgegenstandes würde sich das analogische Verfahren auszeichnen durch Gewährung eines Freiraums für die zu untersuchende Sache, durch Achtung, ja Ehrfurcht vor den Phänomenen. Diesen käme, wie der Vergleich mit einer Republik nahelegt, nicht so sehr der Status von Objekten, sondern von Partnern zu, deren Anderssein respektiert würde.

Der Vergleich mit der „freiwirkenden Republik“ weist noch auf ein anderes Element im Motivationsgeflecht hin, das der Analogie eine Vorzugsstellung unter den Denkformen bei Goethe wie bei den Frühromantikern gesichert hat. Die wechselseitige Respektierung der Staatsmitglieder untereinander beruht auf einem Dritten, das sie alle trotz ihrer jeweiligen Verschiedenheit miteinander verbindet: der Zugehörigkeit zur Republik. Dieses Gemeinsame ist, wie wir gesehen haben, zugleich eine Voraussetzung, die sowohl für die Analogie als auch für die Homologie gilt. Beide setzen als Denkoperationen selbst das offensichtlich Verschiedene noch in ein Verhältnis der Übereinstimmung. Ihnen liegt, wie die einleitenden Beispiele zeigen sollten, stets das Wissen einer Zusammengehörigkeit, die Option für oder zumindest die Sehnsucht nach einer solchen Zusammengehörigkeit zugrunde. Den Autoren der nachkantischen Ära ist gemeinsam – und hierin unterscheiden sie sich dann allerdings abgrundtief von der zitierten Position Foucaults –, daß ihnen diese Zusammengehörigkeit unermesslich viel bedeutet. Immer dann jedenfalls, wenn die Wichtigkeit jenes ge-

⁴⁷ *Goethes Werke* (Anm. 1), Bd. XII, S. 368 f., Nr. 26. – Was Goethe am induktiven Verfahren kritisiert, läßt sich bis zu einem gewissen Grade gegen jedes rein kausalgenetische Denken vorbringen. S. hierzu die Erörterung des Hobbes'schen Grundsatzes „Ubi ergo generatio nulla . . . ibi nulla philosophia intelligitur“ in Arno Baruzzi: *Mensch und Maschine. Das Denken sub specie machinae*. München 1973, S. 51–53. – Einen Überblick über die Geschichte des Kausalitätsbegriffs, dessen Leistungen und dessen Probleme, liefern Hans Titzte (*Der Kausalitätsbegriff in Philosophie und Physik*. Meisenheim am Glan 1964, Monographien zur Naturphilosophie 7) und Philipp Frank (*Das Kausalitätsgesetz und seine Grenzen*. Hrsg. v. A. J. Kox, Frankfurt/M. 1988, stw 734).

⁴⁸ *Goethes Werke* (Anm. 1), Bd. XIII, S. 16.

meinschaftlichen Dritten gezeugnet wird, ist mit der scharfen Opposition der Frühromantiker wie auch Goethes zu rechnen. Letzterer hat die Anerkennung der Bedeutung dieses Dritten geradezu zum entscheidenden Beurteilungskriterium aller Theorie gemacht. In einem Brief an Friedrich Heinrich Jacobi hält er unmißverständlich fest:

Wie ich mich zur Philosophie verhalte, kannst du leicht auch denken. Wenn sie sich vorzüglich aufs Trennen legt, so kann ich mit ihr nicht zurechte kommen und ich kann wohl sagen: sie hat mir mitunter geschadet, indem sie mich in meinem natürlichen Gang störte; wenn sie aber vereint, oder vielmehr wenn sie unsere ursprüngliche Empfindung als seyen wir mit der Natur eins, erhöht, sichert und in ein tiefes, ruhiges Anschauen verwandelt [. . .], dann ist sie mir willkommen und du kannst meinen Antheil an deinen Arbeiten darnach berechnen.⁴⁹

Es ist hier nicht meine Aufgabe, die Differenzen in der Erkenntnistheorie Goethes und der Frühromantiker herauszuarbeiten⁵⁰; was

⁴⁹ Johann Wolfgang Goethe: *Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche* (Artemis-Ausgabe). Hrsg. v. E. Beutler, 19. Bd., Zürich 1949, S. 414. – In der Auswahlausgabe der *Goethe-Briefe* (hrsg. v. Ph. Stein, Bd. 5, Berlin 1904, S. 32) ist die von mir hervorgehobene Textstelle gesperrt gedruckt.

⁵⁰ Novalis hat in Goethe bekanntlich den „Liturg“ einer neuen, von ihm angestrebten Physik sehen wollen, der „vollkommen den Dienst im Tempel“ verstehe (Novalis [Anm. 19], 3. Bd., S. 469, Nr. 1096; vgl. auch S. 452, Nr. 967). Das heißt jedoch nicht, daß die beiden Autoren in ihren erkenntnistheoretischen Positionen vollkommen übereinstimmen. Die Differenzen zwischen den beiden Standpunkten ließen sich, wie schon angedeutet, anhand der Schrift *Principes de Philosophie zoologique* recht deutlich machen. Goethe sympathisiert im Streit zwischen Geoffroy de Saint-Hilaire (dem „Zusammenfassenden“) und dem Baron Cuvier (dem „Unterscheidenden“) mit dem ersteren, wenn er auch die Position Cuviers durchaus anerkennt und insgesamt sogar eine Synthese zwischen den beiden Auffassungen anstrebt. Sowohl der „Unterscheidende“ wie auch der „Zusammenfassende“ arbeiten mit der Homologie; bei beiden spielt das Ganze, die Idee, eine entscheidende Rolle. Gerade aber in der Einstellung zum Ganzen weichen sie voneinander ab: „Cuvier arbeitet unermüdlich als Unterscheidender, das Vorliegende genau Beschreibender und gewinnt sich eine Herrschaft über eine unermessliche Breite. Geoffroy de Saint-Hilaire hingegen ist im stillen um die Analogien der Geschöpfe und ihre geheimnisvollen Verwandtschaften bemüht; jener geht aus dem Einzelnen in ein Ganzes, welches zwar vorausgesetzt, aber nie erkennbar betrachtet wird; dieser hegt das Ganze im innern Sinne und lebt in der Überzeugung fort: das Einzelne könne daraus nach und nach entwickelt werden.“ (*Goethes Werke* [Anm. 1], Bd. XIII, S. 220; Hervorhebungen U.St.) Novalis, der Frühromantiker, steht – das dürfte nach dem hier Vorgetragenen klar geworden sein – ganz auf der Seite Cuviers. – Zum Akademiestreit s. das Buch von Dorothea Kuhn: *Empirische und ideelle Wirklichkeit. Studien über Goethes Kritik des französischen Akademiestrites*.

aber diese Autoren, deren Ansichten im selben Brief mit der spöttischen Bemerkung von „der seligmachenden Lehre“ aus Jena abgetan werden⁵¹, mit dem Weimaraner verbindet, ist in dem Bekenntnis an Jacobi aufs genaueste bezeichnet. Ich möchte mich im folgenden, wenn es darum geht, die Frage der Legitimität des Analogiegebrauchs näher zu untersuchen, auf das Werk eines einzigen frühromantischen Autors konzentrieren, und zwar möchte ich mich, um nicht allzu heftig zu pauschalisieren, auf die Fragmente des Novalis konzentrieren. Hardenberg hat bekanntlich im Analogieschluß seine zentrale Denkopration erblickt. Er hat sich selber als einen „Ideenwebstuhl“ bezeichnet⁵², und ihm schwebte das Projekt einer „Analogistik“ vor Augen, einer eigenen Disziplin, welche die Analogie „als Werkzeug“ beschreiben und ihren „mannichfaltigen Gebrauch“ aufzeigen sollte.⁵³ Daß er selbst zuweilen dieses Werkzeug leichtfertig benützte, hat er freimütig zugestanden, indem er sich eines „Herumdenkens aufs Geratewohl“ bezichtigte.⁵⁴ Mit Kluckhohn⁵⁵ und Haering⁵⁶ möchte ich daher einen „spielerischen“ von einem absichtsvolleren Gebrauch des Analogieschlusses unterscheiden. Letzteren sehe ich vor allem dort realisiert, wo die Analogien Hardenbergs im Zusammenhang mit dessen zentralen geschichtsphilosophischen Interessen eingeordnet werden können.

Novalis hat den Fichteschen Satz ‚Ich = Nicht Ich‘ nicht nur zum „höchste(n) Satz aller Wissenschaft und Kunst“ erklärt⁵⁷; er hat ihm obendrein, indem er ihm die Gestalt „Ich bin Du“ verlieh⁵⁸, den Raum des empirisch Vorfindlichen als eigentlichen Heimatbereich zugewiesen.

Graz u.a. 1967, Neue Hefte zur Morphologie, bes. S. 90–132. – Zum Gebrauch der Analogie in der frühromantischen Naturwissenschaft s. Walter D. Wetzels: *Johann Wilhelm Ritter: Physik im Wirkungsfeld der deutschen Romantik*. Berlin, New York 1973, Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 59 (183), bes. S. 123–126.

⁵¹ Goethe (Anm. 49), 19 Bd., S. 415.

⁵² Novalis (Anm. 19), 4. Bd., S. 211 (Brief an Caroline Just vom 28. März 1797).

⁵³ Novalis (Anm. 19), 3. Bd., S. 321, Nr. 431. – Die Bedeutung der Analogie für Novalis hat vor allem Theodor Haering (*Novalis als Philosoph*, Stuttgart 1954, S. 33–38 und 60–66) hervorgehoben. Haering verfälscht allerdings die Position Hardenbergs, indem er diese in allzu große Nähe zu Hegels Dialektik rückt.

⁵⁴ Zit. nach Paul Kluckhohn: *Friedrich von Hardenbergs Entwicklung und Dichtung*. In: Novalis (Anm. 19) 1. Bd., S. 31.

⁵⁵ Ebd.

⁵⁶ Haering (Anm. 53), S. 66.

⁵⁷ Novalis (Anm. 19), 2. Bd., S. 542, Nr. 83.

⁵⁸ Novalis (Anm. 19), 2. Bd., S. 543, Nr. 96.

Seinem philosophischen Lehrer ist er nur insofern treu geblieben, als es ihm bei der Behauptung jener Identitäten nicht um Einerleihen ging – genauso wenig wie er sich bereit fand, Differenzen bloß als Verschiedenheiten gelten zu lassen. „Jedes Entgegengesetzte“ ist – so hatte Fichte behauptet –

seinem Entgegengesetzten in Einem Merkmale = X gleich; und: jedes Gleiche ist seinem Gleichen in Einem Merkmale = X entgegengesetzt. Ein solches Merkmal = X heißt der Grund, im ersten Fall der Beziehungs- im zweiten der Unterscheidungs-Grund: denn Entgegengesetzte gleichsetzen, oder vergleichen, nennt man beziehen; Gleichgesetzte entgegenseetzen heißt, sie unterscheiden.⁵⁹

Hardenbergs geschichtsphilosophischer Konzeption zufolge drängen sich die Unterscheidungsgründe bei den erwähnten Identitäten in der Gegenwart besonders gebieterisch in den Vordergrund, so daß das Gleiche gar nicht mehr so leicht als Gleiches wahrgenommen werden kann. Novalis wertet dies als Indiz einer Ausartung, und sein poetisch-philosophisches Oeuvre steht folglich insgesamt unter dem Leitmotiv dessen, was er „Wiederherstellung“ nennt⁶⁰, der Beseitigung jener Ausartung, der Verdeutlichung der ursprünglichen Gleichheit. Im Rahmen dieser Strategie ist nun auch Hardenbergs nicht-„spielerischer“ Gebrauch der Analogie einzustufen. Bei offensichtlich Verschiedenem setzt er seinen „Witz“ ein, um die gemeinsamen Merkmale, die Beziehungsgründe hervorzuheben⁶¹, damit die ursprüngliche Gleichheit des Verschiedenen wiederum sich geltend machen kann. Diese ursprüngliche Gleichheit habe ich ‚das gemeinsame Dritte‘ genannt. Für Novalis ist es eines, das zunächst einmal nur in der Vergangenheit

⁵⁹ Johann Gottlieb Fichte: *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre als Handschrift für seine Zuhörer*. (1794). Hrsg. v. W. G. Jacobs, München 1970, Philosophische Bibliothek 246, S. 31; vgl. hierzu Novalis (Anm. 19) 3. Bd., S. 333, Nr. 460.

⁶⁰ Novalis (Anm. 19), 2. Bd., S. 554, Nr. 124.

⁶¹ „Der Witz ist schöpferisch – er macht Ähnlichkeiten.“ – Dieses Fragment von Novalis ([Anm. 19], 3. Bd., S. 410, Nr. 732) ist in doppelter Weise mißverständlich: zum einen, weil Hardenberg nicht zwischen ‚Ähnlichkeit‘ und ‚Analogie‘ unterscheidet (vgl. etwa 3. Bd., S. 443, Nr. 909; zur Differenz der beiden Begriffsinhalte s. hingegen Häussler [Anm. 20] S. 55 ff.); zum andern erweckt das „machen“ falsche Assoziationen. Die schöpferische Kraft des Witzes hat in der ursprünglichen, freilich gegenwärtig „entarteten“ Disposition der Welt ihre Ermöglichungsbedingung und zugleich ihre Grenze. Der Witz kann nicht alles und jedes schaffen; er verdankt seine Kreativität einem – augenblicklich nur gestörten – Subjekt-Objekt-Zusammenhang.

angetroffen werden kann. Nicht ein gegenwärtiger Funktionszusammenhang (dem ist vielmehr die Depravation und der Auseinanderfall in die Differenz anzulasten!), sondern die Herkunft aus ein und demselben Ursprung bildet demzufolge die Basis der Hardenbergschen Analogie. Für sie wäre darum, wie schon angemerkt, vom heutigen Sprachgebrauch her, der Terminus ‚Homologie‘ angemessener. Das wird noch deutlicher ersichtlich, wenn wir die berühmteste und zugleich genaueste Explikation des Analogiebegriffs von Novalis berücksichtigen:

Alle Ideen sind verwandt. Das Air de Famille nennt man Analogie. Durch Vergleichung mehrerer Kinder würde man die ElternIndividuen devinieren können. Jede Familie entsteht aus 2 Principien, die Eins sind – durch ihre und wider ihre Natur zugleich. Jede Familie ist eine Anlage zu einer unendlichen individuellen Menschheit.⁶²

Zwar ist in dieser metaphernreichen Erläuterung nicht einmal auf der Bildebene von einer phylogenetischen Beziehung die Rede, aber selbst noch die Bedeutungsebene läßt keinerlei Zweifel aufkommen, daß die Legitimität jeglichen Analogisierens auf der Behauptung eines zu eruierenden historisch-genetischen Ursprungs gegründet ist. Darum wird im folgenden der Hardenbergsche Begriff der Analogie durch den Terminus ‚Homologie‘ ersetzt. Homologien sollen das „Devinieren“ der „ElternIndividuen“ ermöglichen und damit den Weg zurückleiten helfen zu jenem Punkte, wo die zwei Prinzipien „Eins“ sind, zu einer „unendlichen individuellen Menschheit“.

Aus dieser Perspektive muß auch Hardenbergs ‚Allgemeines Brouillon‘ von 1798/99 betrachtet werden. Mit großem Recht hat Hans-Joachim Mähl darauf aufmerksam gemacht, daß es sich bei dieser Zusammenstellung von ‚Materialien zu einer Enzyklopädistik‘ nicht um eine schlichte Fragmentsammlung handele.⁶³ Die

⁶² Novalis (Anm. 19), 2. Bd., S. 540, 72. Vgl. hierzu auch Ludwig Wittgensteins Ausführungen über „Familienähnlichkeiten“ in L’W’: *Philosophische Untersuchungen*. In: *Schriften* (I). Frankfurt 1960, S. 324 f.; s. hierzu den Aufsatz von Maurice Mandelbaum: *Family Resemblances and Generalization concerning the Arts*. In: *American Philosophical Quarterly* 2 (1965), S. 219–228 und die Abhandlung von Rudolf Teusen: *Familienähnlichkeit und Analogie. Zur Semantik genereller Termini bei Wittgenstein und Thomas von Aquin*. Freiburg, München 1988, Symposion 84. – Anhand der Verwandtschaftsverhältnisse innerhalb einer Familie veranschaulicht auch Robert Musil in seinem *Mann ohne Eigenschaften* (Hamburg 1952, S. 1568) seine Vorbehalte gegenüber dem Kausalitätsdenken.

⁶³ S. die Einleitung Mähls in Novalis (Anm. 19), 3. Bd., S. 237.

verschiedenen, dort bearbeiteten wissenschaftlichen Disziplinen und Gegenstände sollten vielmehr durch Homologiebildungen, d. h. durch Angabe von Beziehungsgründen ihrer bloß scheinbaren Heterogenität entkleidet werden. Vorrangig sollten – so hält Hardenberg fest – „wissensch(aftliche) Algeber - Gleichungen. Verhältnisse – Aehnlichkeiten – Gleichheiten – Wirckungen der Wissenschaften auf einander“ in der Enzyklopädistik untersucht werden⁶⁴, denn, so heißt es im Rückgriff auf die Hemsterhuis-Studien: „Die größten Wahrheiten unsrer Tage verdanken wir dem Contact der lange getrennten Glieder der Totalwissenschaft.“⁶⁵ Eine solche „Totalwissenschaft“ sollte als wirklicher Organismus die bisher üblichen „einseitige(n) Systemreihen“ überwinden und ein „ächt philosophische(s) System“ bilden, das die „Anwendung“ eben dieses „Systems auf die Theile und der Theile auf das System und d(er) Theile auf die Theile“ ermöglichte.⁶⁶ In Anlehnung an, aber noch mehr in bewußter Abgrenzung von der Oryktognosie-Lehre seines Freiburger Mineralogielehrers Abraham Gottlob Werner⁶⁷ geht es Novalis vor allem darum, Merkmale einzuführen⁶⁸, und zwar Merkmale, welche mehr als bloß eine Klassifikation erstellen können, die den gegenwärtigen Zustand der getrennten Wissenschaften und Wissenschaftsgegenstände rubrifizierte. Im Vergleich zur Wernerschen Lehre sollte die Hardenbergsche „Totalwissenschaft“ sich auszeichnen durch eine entschiedene Tendenz zur Diachronie, d. h. sie sollte eine „historische Oryktognosie im allg(emeinen) Sinn“⁶⁹ sein und die Zeit „als Coprincip der Verwandtschaften“⁷⁰ zur Geltung bringen. Es dürfte nicht verwunderlich sein, daß keine noch so konsequente Anwendung der Homologie dieses Ziel in die Reichweite Hardenbergs rückte. Daß sich das Projekt – ähnlich wie der Roman ‚Heinrich von Ofterdingen‘ – nicht abschließen lasse, war dem Autor, wie selbstkritische und zweifelnde Äußerungen belegen⁷¹, durchaus bewußt. Wir kön-

⁶⁴ Novalis (Anm. 19), 3. Bd., S.280, Nr. 233.

⁶⁵ Novalis (Anm. 19), 3. Bd., S. 275, Nr. 199; vgl. 2. Bd., S. 368, Nr. 27.

⁶⁶ Novalis (Anm. 19), 3. Bd., S. 333, Nr. 460; vgl. auch S. 272, Nr. 176 und S. 252, Nr. 69.

⁶⁷ Zur Anlehnung s. Novalis (Anm. 19), 3. Bd., S.363, Nr. 558 und S. 340, Nr. 475; zur Abgrenzung s. S. 358, Nr. 532; S. 359; Nr. 534 und vor allem S. 135 ff.

⁶⁸ Novalis (Anm. 19), 3. Bd., S.413, Nr. 747.

⁶⁹ Novalis (Anm. 19), 3. Bd., S.335, Nr. 461.

⁷⁰ Novalis (Anm. 19), 3. Bd., S.340, Nr. 474.

⁷¹ Vgl. etwa Novalis (Anm. 19), 3. Bd., S. 356, Nr. 526.

nen uns aber dank zahlreicher Kommentare im ‚Allgemeinen Brouillon‘ eine Vorstellung von dem ‚witzigen‘ Subjekt machen, das einer Vollendung der Enzyklopädistik fähig sein würde. „Jede Beschreibung ist Erzählung“ heißt es dort einmal unter dem Stichwort „HISTORIK“ (und wie häufig, so spricht Novalis auch hier vom gewünschten Zustand im Modus des faktisch bereits realisierten!).⁷² „Erst dann, wenn der Philosoph als Orpheus erscheint, ordnet sich das Ganze in regelmäßige gemeine und höhere gebildete, bedeutende Massen – in ächte Wissenschaften zusammen“⁷³, und in seinem Roman hat uns Hardenberg eine Figur vorgestellt, die am Ende einer langen Entwicklung jene „ächten Wissenschaften“, d. h. die „Totalwissenschaft“ der „historischen Oryktognosie“ beherrscht. Es ist der zum „Pilgrim“ gewordene Heinrich aus der ‚Erfüllung‘, dem zweiten Teil des ‚Ofterdingen‘. Von ihm, der als Wissenschaftler und Poet, Philosoph und „Orpheus“, zu einem Meister im Auffinden von Homologien geworden ist, heißt es:

Tausend Erinnerungen wurden ihm gegenwärtig. Jeder Stein, jeder Baum, jede Anhöhe wollte wiederkannt sein. Jedes war das Merkmal einer alten Geschichte.⁷⁴

Hardenbergs großes Projekt einer Enzyklopädistik kennt zwar – so möchte ich resümieren – sehr wohl ein Telos, auf das hin es angelegt ist. Die Relevanz eines solchen, alle Heterogenität wesenlos machenden Fundaments für das Werk des Novalis kann m. E. nicht bezweifelt werden. Erst das ‚gemeinsame Dritte‘ verbürgt die Basis, schafft die Voraussetzung der homologischen Bezugssetzung von Unterschiedenem. Aber dieses ‚Dritte‘ ist keine gegebene, völgängig bekannte und wohl definierte Größe. Obwohl seine Existenz allein schon in der Tätigkeit des Homologisierens vorausgesetzt wird, kann seine inhaltliche Bestimmung erst Resultat aller, zumindest jedoch zahlreicher Homologieschlüsse sein.⁷⁵ Etwas also, was erst noch erschlossen werden muß, wird zugleich schon als

⁷² Zu dieser Verfahrensweise s. die Arbeit von Jurij Striedter: *Die Fragmente des Novalis als ‚Präfigurationen‘ seiner Dichtung*. München 1985.

⁷³ Novalis (Anm. 19), 3. Bd., S. 335, Nr. 461.

⁷⁴ Novalis (Anm. 19), 1. Bd., S. 322.

⁷⁵ S. etwa die Überlegungen Hardenbergs zur Theoriebildung in Novalis (Anm. 19), 2. Bd., S. 242 f. Nr. 445 und 3. Bd., S. 257, Nr. 90.

Ausgangspunkt supponiert.⁷⁶ Von einem szientifischen⁷⁷ Standpunkt läßt sich eine solche Konzeption, bei der das Ziel zugleich als Ursprung fungiert, nicht legitimieren. Wissenschaft muß vielmehr die Grenze hin zur Poesie überschreiten, wenn sie auch im anfänglichen Interesse für alles Einzelne, unterschiedlich sich Präsentierende, im Einbezug alles Wißbaren, durchaus zum Zuge kommen soll. „Logische, grammatische, und mathem(atische) Untersuchungen – nebst mannichfaltiger bes(onders) phil(oso-phischer) Lektüre und Nachdenken“ sowie einzelne Merkmale sollen mir „den Weg bahnen“, notiert sich Novalis in sein „Allgemeines Brouillon“⁷⁸, und: „bloße Speculation (müßiges Denken) endigt sich mit Ruhe – Unthätigkeit. Man muß immer einen Gegenstand bearbeiten – und während dieser Bearbeitung und – durch ihre Wiederbearbeitung fortzuschreiten suchen.“⁷⁹

In jener eigentümlichen Leerstelle, zu der hin „fortgeschritten“ werden soll und deren lediglich hypostasierte Existenz die Bedingung der Möglichkeit aller homologischen Bezugssetzungen darstellt, möchte ich ein Spezifikum frühromantischer Theoriebildung erblicken, und meine erste These wäre, daß diese Leerstelle im Übergang von der Frühromantik zur Hoch- und Spätromantik zunehmend – wenn auch wohl kaum in einem stetig verlaufenden Prozeß – ihre Leere verliert und inhaltlich gefüllt erscheint. Ein kurzer Blick auf Franz von Baaders Abhandlung von 1815 ‚Über das durch die Französische Revolution herbeigeführte Bedürfnis einer neuen und innigeren Verbindung der Religion mit der Politik‘ kann jene These zwar nicht beweisen, wohl aber ein wenig plausibel machen. Baader hat, wie Novalis, die Analogie außerordentlich hoch geschätzt, aber gebraucht hat er sie in ganz anderer Weise als dieser. In den nachgelassenen ‚Erläuterungen zu sämtlichen Schriften von Louis Claude de Saint-Martin‘ schreibt er:

Wie die vergleichende Anatomie für äußere Formen, so giebt das Gefühl der Analogie des Menschen mit Gott und der Geschöpfe um ihr mit ihm

⁷⁶ S. Novalis (Anm. 19), 3. Bd., S. 140 und 3. Bd., S.333 f., Nr. 460.

⁷⁷ „Szientismus meint den Glauben der Wissenschaft an sich selbst, nämlich die Überzeugung, daß wir Wissenschaft nicht länger als eine Form möglicher Erkenntnis verstehen können, sondern Erkenntnis mit Wissenschaft identifizieren müssen.“ (Jürgen Habermas: *Erkenntnis und Interesse*. Frankfurt/M. 1968, S. 13).

⁷⁸ Novalis (Anm. 19), 3. Bd., S. 363, Nr. 558.

⁷⁹ Novalis (Anm. 19), 3. Bd., S. 363 f., Nr. 562 (Hervorhebungen des Autors getilgt).

selbst einen sicheren Leitfaden an sich selbst, der ihn [d. h. den Menschen; U.St.] durch das große Labyrinth der lebendigen Schöpfung begleite und wenn man bei irgend einer Methode sagen kann, daß unser Geist dem durchdenkenden und allumfassenden Verstande Gottes nachzudenken wage, so ist es bei dieser.⁸⁰

Schon in dieser kurzen Präsentation des analogischen Verfahrens ist das ‚gemeinsame Dritte‘, das, was den Menschen mit den übrigen Geschöpfen verbindet, näher bestimmt; es wird mit „Gott“ bezeichnet und zugleich in einer Weise festgelegt, die Novalis im ‚Allgemeinen Brouillon‘ wohlweislich vermieden hat.⁸¹ In der erwähnten Denkschrift von 1815 ist die vorgängige inhaltliche Bestimmtheit des Ausgangsprinzips noch offensichtlicher. Unter Berufung auf ein Paulus-Wort aus den Römerbriefen (13, Vers 10) wird die Liebe unter den Menschen als gottgemäß bezeichnet. Als „wahrhaft organisches und organisierendes Lebensprinzip“ bildet sie den Inhalt der Kernaussage, aus der alle weiteren Aussagen mit Hilfe von gleitenden Analogieschlüssen gewonnen werden. Wie im ‚Allgemeinen Brouillon‘ werden dabei völlig getrennte Bereiche – Religion, Physik und Politik – in Beziehung zueinander gesetzt, aber die Gedankenbewegung verläuft hier nicht wie dort vom Einzelnen, Besonderen zum Allgemeinen, sondern in umgekehrter Richtung. Am Ende der Argumentation glaubt Baader gezeigt zu haben, daß die Französische Revolution und die auf Egalität beruhende Revolutionsregierung Napoleons gottlos seien.⁸²

Das Resultat von Baaders Darlegungen soll hier gar nicht erst ernsthaft diskutiert werden. Von einer ausschließlich an Geltungsfragen orientierten Position aus hielten sie kaum weniger einer Überprüfung stand als die Hardenbergschen Homologien im ‚Allgemeinen Brouillon‘. Meine Untersuchung war jedoch nicht erkenntnislogisch ausgerichtet, sondern primär an Fragen der Genese interessiert. Von daher gab sie einem analogischen bzw. homologischen Verfahren mit einem gemeinschaftlichen Dritten, das

⁸⁰ Franz von Baader: *Sämtliche Werke*. Hrsg. v. Fr. Hoffmann, Bd.12, S. 173.

⁸¹ Novalis spricht zwar auch von Gott, selbst im *Allgemeinen Brouillon*, aber er stellt das Wort in eine Reihe mit dem *Perpetuum mobile*, mit dem *Menstruum universale*, dem Stein der Weisen und der Quadratur des Zirkels; d. h. für ihn ist Gott eine unbekannte absolute Größe, die trotz ihrer Unbestimmtheit als Fluchtpunkt aller Bemühungen gelten soll. S. Novalis (Anm. 19), 3. Bd., S. 296, Nr. 314.

⁸² Franz von Baader in: K. Peter (Hrsg.): *Die politische Romantik in Deutschland*. Stuttgart 1985, RUB 8093, S. 339–352.

unbestimmt ist, den Vorzug vor einem, bei dem dieses von vorne herein beschrieben und fixiert ist.

Carl Schmitts Vorbehalte gegenüber der Romantik beruhen nun allerdings genau auf der gegenteiligen Präferenz. Zutreffend erkennt er in der Skepsis gegenüber dem kausallogischen Denken ein wesentliches Moment romantischer Theoriebildung. „Wenn“ – so behauptet er – „etwas die Romantik total definiert, so ist es der Mangel jeglicher Beziehung zu einer ‚causa‘. Sie wehrt sich [. . .] gegen die absolute Kausalität, d. h. gegen ein absolut berechenbares, adäquates Verhältnis von Ursache und Wirkung, wie es die wissenschaftliche Mechanik voraussetzen muß [. . .]“.⁸³ In der kritischen Einstellung zur Kausalität seien die Romantiker mit den alten Occasionalisten vergleichbar. Was bei Géraud de Cordemoy, Geulincx und Malebranche die occasio sei, dem entspräche das Merkmal als Anlaß romantischer Analogie – bzw. Homologiebildung. Der fundamentale Unterschied zwischen den alten Occasionalisten und den neueren, den Romantikern, sei jedoch, daß jene eine einzige, wahre Ursache, nämlich Gott, gelten ließen, während diese keinerlei objektive Instanz – auch Gott nicht – als Causa prima mehr anerkennen würden.

Die alten Philosophen des Occasionalismus, wie Malebranche, hatten zwar auch den auflösenden Begriff der occasio, aber in Gott, dem objektiv Absoluten, fanden sie Gesetz und Ordnung wieder. Ebenso ist, wenn in einer solchen occasionalistischen Haltung an die Stelle Gottes eine andere objektive Instanz tritt, etwa der Staat, immer noch eine gewisse Objektivität und Bindung möglich. Anders, wenn das isolierte und emanzipierte Individuum seine occasionelle Haltung verwirklicht. Jetzt erst entfaltet das Occasionelle die ganze Konsequenz seiner Ablehnung jeglicher Konsequenz. Jetzt erst kann wirklich alles zum Anlaß für alles werden und wird alles Kommende, alle Folge in einer abenteuerlichen Weise unberechenbar [. . .].⁸⁴

Schmitts Opposition gegen ein ‚gemeinschaftliches Drittes‘, das als Leerstelle offengehalten ist, wird hier klar ersichtlich. Ersichtlich wird aber auch, daß Schmitt eine occasionalistische Theorie noch hinnehmen würde, wenn Gott als eine „objektiv absolut Größe oder aber eine andere „objektive Instanz“ jene Stelle b setzt hielte. Das hieße, daß der Verfasser der ‚Politischen Romantik‘ ein analogisches Denken, wie es sich in Baaders Denkschrift

⁸³ Carl Schmitt: *Politische Romantik*. 2. Aufl., München, Leipzig 1925, S. 120; vgl. auch S. 122.

⁸⁴ Schmitt (Anm. 83), S. 24.

manifestierte, eher akzeptieren könnte als Hardenbergs Homologien im „Allgemeinen Brouillon“. Daraus ergäbe sich nun meine zweite These, die unmittelbar an meine erste anschließt. Schmitt wurde mit Recht immer wieder vorgehalten, daß seinem Frontalangriff ein ziemlich undifferenziertes Bild von Romantik bzw. vom Romantiker zugrunde liege.⁸⁵ Wohl um die Militanz des Angriffs abzuschwächen, hat man beschwichtigend darauf hingewiesen, daß die von Schmitt erhobenen Vorwürfe nur einzelne Autoren der späteren Romantik, insbesondere Adam Müller betreffen.⁸⁶ Man nahm sozusagen die überragenden Autoren der Frühromantik, Novalis etwa und Friedrich Schlegel, aus der Schußlinie des Angreifers heraus. Meine These wäre jedoch, daß die harsche Kritik Schmitts sehr viel mehr auf die Frühromantiker gemünzt war als auf die Autoren der Hoch- und Spätromantik. Nicht daß jene, sondern daß diese in Schmitts Buch mitverurteilt worden seien, mußte eigentlich den Gegenstand des Pauschalismus-Vorwurfs ausmachen.

Um jedoch nicht mißverstanden zu werden: Auch wenn die Kritik an der Romantik in jenem Buch weniger pauschal vorgetragen worden wäre, fände sie nicht meine ungeteilte Zustimmung. Wenn Schmitt behauptet, die – ich sage jetzt: – Frühromantiker hätten an die Stelle der objektiven Instanz ‚Gott‘ sich selber gesetzt, so scheint mir diese Behauptung schon Teil einer auf Denunziation angelegten Strategie zu sein. Der Verzicht auf eine inhaltliche Bestimmtheit jener absoluten Größe muß nämlich nicht automatisch die Selbstvergottung des Subjekts zur Folge haben. Für Schmitt bedeuteten „Gesetz und Ordnung“ viel, darum fürchtete er sich vor der „auflösenden“ Wirkung des occasionalistischen Denkens. Wenn die feste Verankerung in einem objektiv vorgegebenen, im voraus bestimmten Fundament nicht gegeben ist, dann, so meinte er, bilde sich

eine Welt ohne Substanz und ohne funktionelle Bindung, ohne feste Führung, ohne Konklusion und ohne Definition, ohne Entscheidung, ohne

⁸⁵ Vgl. Verf. selber (Anm. 39), S. 61, Anm. 49.

⁸⁶ So schon Hugo Ball in seiner Rezension von Carl Schmitts *Politische Theologie* von 1924. „Nicht der Romantik überhaupt, sondern der politischen Romantik gilt das Pamphlet [d. h. die *Politische Romantik*; U.St.]. Und eigentlich auch nur der deutschen Romantik, und zuletzt nur noch Adam Müller. Um einen Hasen zu jagen, so könnte es scheinen, wird eine ganze Provinz abgesperrt.“ (Hugo Ball: *Der Künstler und die Zeitkrankheit. Ausgewählte Schriften*. Hrsg. v. H. B. Schlichting, Frankfurt 1984, S. 308.)

letztes Gericht, unendlich weitergehend, geführt nur von der magischen Hand des Zufalls, the magic hand of chance. In ihr kann der Romantiker alles zum Vehikel seines romantischen Interesses machen. [...] ⁸⁷

Schmitts Vorwürfe gegen diesen Typus gipfeln daher folgerichtig in dem Satz: „Der Umgang mit der Natur ist in der Tat bei dem Romantiker Umgang mit sich selbst.“ ⁸⁸

Was Schmitt nur als Substanzverlust, als „Entwirklichung“ verbuchen konnte, das scheint mir vor allem eine Qualität, ein Pluspunkt frühromantischer Theorie zu sein. Zumindest bei Novalis dokumentiert der planvolle Umgang mit der Homologie eine Konvergenz von Natur- und Subjektsbezug, eine Konvergenz, die es erlaubt, das Hardenbergsche Werk jener „zarten Empirie“ zuzurechnen, welche Goethe aufs höchste geschätzt hat. In den ‚Maximen und Reflexionen‘ heißt es:

Es gibt eine zarte Empirie, die sich mit dem Gegenstand innigst identisch macht und dadurch zur eigentlichen Theorie wird. Diese Steigerung des geistigen Vermögens aber gehört einer hochgebildeten Zeit an. ⁸⁹

Carl Schmitt war sicherlich kein Vertreter einer solchen „hochgebildeten Zeit“, aber auch in der Epoche Goethes und der Frühromantiker und erst recht in unserer ist diese „zarte Empirie“ wohl alles andere als geschichtsmächtig geworden.

⁸⁷ Schmitt (Anm. 83), S. 25.

⁸⁸ Schmitt (Anm. 83), S. 110.

⁸⁹ *Goethes Werke* (Anm. 1), Bd. XII, S. 435, Nr. 509.